

FLUCHT AUF LEBEN UND TOD ...

Die Fluchtkatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa 1944/45 Band V/05

Die Flucht vor der Roten Armee aus Rumänien

Verhältnisse im August und September 1944, Flucht nach Ungarn im Oktober 1944

Erlebnisbericht des K. L. aus Judet Timis-Torontal im Banat, Rumänien (x007/207-217):

>>23. August 1944: Bukarest, die Stadt, in der manche geheime Fäden gesponnen wurden, war ins Kochen und Fiebern geraten. Der Vormarsch der Russen, die schon bei Jassy standen, und die täglichen Fliegerangriffe zermürbten die Widerstandskraft. Aus der Spannung, der man überall begegnete, fühlte man heraus, daß etwas ... im Anzug war.

Der Abend bringt auch die Lösung. ... Punkt 21 Uhr trägt der Sender die Proklamation König Michaels I. ins Land und in die Welt. Sie enthält die Kündigung des Bündnisses mit dem Dritten Reich und die Kapitulation der rumänischen Armee. Dieser ... Schritt löste in einem großen Kreis der rumänischen Bevölkerung Genugtuung aus. Nun war die Zeit der Bombennächte vorbei. ... Man hoffte, durch eine englisch-amerikanische Besatzung dem Würgegriff aus dem Osten entgehen zu können. Diese Proklamation wirkte auf den deutschen Bevölkerungsteil mehr als ernüchternd. Als Deutscher fühlte man aus der Atmosphäre der in letzter Zeit gewachsenen Deutscheindlichkeit das Aufsteigen eines feindlichen Gewitters.

Mit Herrn Dr. B. sitzen wir nachdenklich und überlegend, was für uns persönlich zu unternehmen als notwendig erscheint. Mitten in dieses Bangen und Planen schrillt die Hausglocke auf. Ich öffne. Vor mir steht Herr C. aus T., der mit seinem Auto in Bukarest weilt und von meiner Anwesenheit in der Hauptstadt Kenntnis hat. Er teilt mir mit, daß er mit dem Auto den Heimweg antreten will und lädt mich ein, mit ihm zu kommen. Ich überlege nicht lange und bin entschlossen, mitzufahren, da ja auch zu befürchten war, daß angesichts der Lage der Eisenbahnverkehr zum Erliegen kommt.

Die Front ist durchbrochen, die rumänischen Truppen fallen aus, und es ist zu erwarten, daß die Rote Armee in kürzester Zeit die Hauptstadt erreicht haben wird. Auf der Straße bemerkt man Militärpatrouillen. Hier und dort fallen die ersten Schüsse. Ein Wirrwarr liegt im Bereich der Möglichkeiten, liegen doch im Lande und in Bukarest selbst verschiedene deutsche Einheiten.

Wir sind uns einig, daß eine Abfahrt aus der zu brodeln beginnenden Stadt in der Nacht nicht möglich ist. Wir entschließen uns, den Versuch am Morgen zu machen. 24. August 1944: Herr C. holt mich mit seinem Wagen ab. Um etwa 7 Uhr fahren wir los und versuchen, aus dem Trubel zu kommen. Das Bild, das sich auf den Straßen präsentiert ist mehr als merkwürdig. Es herrscht Freude. Es spricht sich herum, daß Rumänien von den Engländern und Amerikanern besetzt wird. Zwischendurch sind Schießereien zu hören. Die Menschen fallen sich einander um den Hals und rufen: "Es kommen die Engländer, es kommen die Amerikaner!" Wir können glücklich alle Sperren und Kontrollen passieren und kommen durch. Über Pitesti, Richtung Craiova, geht die Fahrt nun flott voran.

Kaum 20 km von Bukarest entfernt, bemerken wir den Aufstieg großer Rauchsäulen über der Stadt! Dort findet ein Luftangriff statt. Bomben fallen. ... Die Lage spitzt sich zu. Wir müssen bald rumänische Straßensperren passieren. Deutsche Militärfahrzeuge werden nicht mehr durchgelassen. Am Beginn der Fahrt sehen wir noch, wie sich da und dort deutsche und rumänische Soldaten und Offiziere voneinander herzlich verabschieden. Dieses Bild aber wechselt schon nach kurzer Zeit. An den Sperren herrscht "dicke Luft". ...

Am Nachmittag sollten wir noch ein seltsames Ereignis haben. Einige Kilometer vor Craiova steht am Straßenrand eine lange Kolonne rumänischer Militärlastwagen und Personenwagen.

Auf der Straße stehen kleine Trupps von schwerbewaffneten rumänischen Jägern und spazieren rumänische Offiziere mit ernster Miene auf und ab. Plötzlich sagt Herr C.: "Schauen sie, das ist doch der König!" Tatsächlich steht da, von Offizieren umringt, König Michael I. Wir können und wollen auch nicht halten und sind froh, an der Kolonne vorbeizukommen. Die Gesichter der Umherstehenden und das des Königs verraten, daß man mit schweren Sorgen beladen ist. Durch Craiova kommen wir gut durch und treffen ohne Zwischenfall spät in der Nacht in Orsova ein. Hier übernachteten wir.

25. August 1944: Zeitlich in der Früh setzen wir die Reise fort. Am Nachmittag treffen wir in Temeschwar ein.

In den folgenden Tagen marschierten die russischen Truppen in Bukarest ein. Bald war jede Verbindung mit der Hauptstadt unterbrochen. Keine Nachrichten kamen. Es gab keine Zeitungen. Der Zugverkehr lag still. Ich war im letzten Augenblick der Hölle entronnen. Es folgten turbulente Tage. Der Deutschenhaß schlug höhere und höhere Wellen. Bald war auch die erste deutschfeindliche Aktion erfolgt. Sie richtete sich hauptsächlich gegen die Amtsträger der Volksgruppe. Alle, deren man habhaft werden konnte, wurden festgenommen und im Hunyadi-Kastell interniert. Ihre Zahl ging in die Hunderte. Die Erregung stieg von Tag zu Tag, die Unsicherheit wuchs.

Eines Morgens erlebten wir eine Überraschung. Der 11. September 1944 etwa brachte sie uns: Die Straßen Temeschwars waren für diese Tageszeit (in der Frühe um 7-8 Uhr) außerordentlich belebt. Allenthalben sah man bepockte LKW, Pferdefuhrwerke dahinfahren. An anderen Stellen sah man fieberhafte Menschen beim Packen und Aufladen. Die Kunde ging von Mund zu Mund: "Es kommen die Deutschen!" Juden und Rumänen verließen fluchtartig die Stadt. Sie wurde immer stiller, die Straßen menschenleer.

Die deutsche Bevölkerung blieb und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Tatsächlich war eine kleine Einheit deutscher Truppen, aus Jugoslawien kommend, über Moravitz, bis an die Ziegelei in der Schager Straße vorgedrungen. Die Temeschwarer Garnison wurde ihnen entgegengeworfen. Kennzeichnend für die Panik war, die auch an höchsten rumänischen Stellen herrschte, daß der Schlüssel der Polizeipräfektur einer deutschen Persönlichkeit übergeben wurde. 3 Uhr nachmittags: Der ganze Rummel war vorbei, die Stadt wieder lebendig. Der "Sieg" wurde in Aufmärschen und Trinkgelagen, unter Schmähung der Deutschen, tüchtig gefeiert.

Der angebliche Plan der Deutschen, das Banat zu besetzen und solange zu halten, bis die deutsche Zivilbevölkerung im Westen in Sicherheit gebracht wäre, war gescheitert. Dafür waren aber die Russen im Eilmarsch herangerückt und standen in den nächsten Tagen vor den Toren der Stadt. Mir gelang es noch, mit dem letzten Zug zu meiner Familie nach G. zu kommen.

14. September: Der Zugverkehr nach Temeschwar war eingestellt worden. Deutsche Einheiten versuchten abermals einen Vorstoß, um das Banat freizumachen. Es bildete sich eine Frontlinie, die das Eisenbahnnetz durchkreuzte.

In G. war noch alles verhältnismäßig ruhig. Deutsche Militärbehörden brachten Güterwagen herbei. (Die Arader Linie war noch frei.) Fieberhaft wurden Getreide und Vieh, besonders Schweine, verladen. Einige Tage vergingen.

17. September: Ungarische Truppen ziehen durch. Auf großen Plakaten wird kundgetan, daß wir unter ungarische Verwaltung kommen und alle Gewalt in den Händen des ungarischen Truppenkommandanten liegt. Ihre Parole, die sie stolz verkünden, lautet: "Wir haben die Aufgabe, die 1.000-jährige Grenze des Königreiches Ungarn wieder herzustellen." Am nächsten Tag ziehen sie weiter, angeblich um mit den deutschen Truppen die Verbindung aufzunehmen. An das Gelingen des Planes der Wiederherstellung der alten Königreichsgrenze glaubt kaum jemand.

19. September: Eine lange Kolonne leerer Wagen fährt durch das Dorf. Sie ... hatten ungar-

sche Truppen an die Grenze gebracht. Die Kämpfe an der Linie Betschkerek - Perjamosch werden lebhafter. Es treffen auch deutsche Truppen ein. Sie kommen aus Griechenland und sollen das Banat freikämpfen. ... Die ersten Todesopfer aus den Reihen der Zivilbevölkerung der Umgebung werden bekannt. Der Direktor der Lovriner Ziegelei ist samt seiner Familie von Partisanen ermordet worden. Auch die ersten Flüchtlinge aus den Gemeinden der Kampflinie treffen ein. Sie bringen einen Toten mit, der auf der Flucht erschossen worden ist. Er wird unter großer Anteilnahme der Bevölkerung zu Grabe getragen.

Die Fieberkurve steigt, die Unsicherheit wächst!

Eine Art Selbstschutz wird eingerichtet. Männer, soweit noch welche da sind, müssen Nachtwache halten. Als die deutschen Truppen sich eingerichtet haben, fällt dieser Dienst wieder aus, und es kehrt mehr Beruhigung ein. - Die Soldaten werden in den Quartieren wie Gäste gehalten, und der Koch der Einheit, der hier Gelegenheit bekommt, sein Bestes herzugeben, hatte nicht genügend Abnehmer für das Essen.

Ein "Hodajosch" (Knecht) ... einer Bauernwirtschaft in der Nähe von W. trifft ein. Mit leerem Wagen ist er mit seiner Familie im wahrsten Sinne des Wortes geflohen. Ernst und tränenlos sind Vater und Mutter, erschüttert. Eines ihrer Kinder war tödlich getroffen. Sie berichten, daß sie in die Gemeinde W., wo der Besitzer wohnt, nicht mehr zurückkehren konnten, um dem Brotgeber über die Lage zu berichten. Die Maisfelder sind voller Partisanen. Ein Arbeiten auf dem Felde ist unmöglich. Sie wollen in ihre eigentliche Heimatgemeinde V. weiterziehen.

Der Evakuierungsbefehl kommt. Niemand weiß zunächst, wer ihn anordnet. Es heißt nur: "Abziehen! Sofort! Morgen hat jeder die Gemeinde zu verlassen!" Niemand weiß wohin; jeder schüttelt den Kopf; niemand will weg. Um den Evakuierungsbefehlen Geltung zu verschaffen, erscheint eines Tages, aus Jugoslawien oder Hatzfeld kommend, ein Rollkommando. Prof. E. führt sie an.

Eine Volksversammlung wird einberufen. Sie findet in der Schule statt. Zumeist Frauen sind anwesend. Sie wollen von einer Flucht nichts hören. Es wird debattiert und geschimpft. Niemand will weg. Die Volksseele ist aufgewühlt. Die Männer, die Buben sind in den Krieg gezogen, Frauen und Mütter stehen ratlos vor der Entscheidung. Es geht doch letztlich um alles, Hab und Gut, Familie und Leben. Wie in einem aufgeschreckten Bienenschwarm summt und brummt es auf den Straßen und Plätzen des Dorfes, und niemand weiß einen vernünftigen Ausweg. Was, wenn wir bleiben? Was, wenn wir ziehen? Wo landen wir? Wo finden wir unsere Männer und Buben? Werden sie je wieder heimkommen, wenn wir bleiben? Wer könnte die Not, in der sich Menschen in solcher Situation befinden, beschreiben!

Ein Soldat, in Groß-Sankt Peter geboren, will heim, die Eltern noch mal besuchen. Er kommt aber nur bis knapp vor das Dorf. Er wird von Partisanen beschossen und muß unverrichteter Dinge zurückkehren. Er rät seinen hier lebenden Verwandten: "Bleibt, wo ihr seid! Ich war im Norden und Süden, im Westen und Osten, ein Banat gibt es nirgends." - Um Klarheit zu schaffen, werden Beauftragte nach Kikinda, das im jugoslawischen Banat liegt, entsendet. Sie sollen in Erfahrung bringen, wer die Evakuierung befiehlt und wohin es eigentlich geht.

Sie kehren mit fast leeren Händen zurück. Kommandostellen wurden keine mehr vorgefunden, nur eine Verbindungsstelle. Dort gab man ihnen den Rat, wenn ein Weg noch frei wäre und Befehl zur Evakuierung erteilt würde, diesem Räumungsbefehl zu folgen. Die Partisanen wären unberechenbar ... Auch dieses Unternehmen konnte keine Klarheit schaffen. Die Situation wurde mehr und mehr verwirrt.

1. Oktober 1944: Nahezu 40 Soldaten ruhen bereits auf dem Friedhof. Heldentod! In stiller Ergriffenheit gaben Priester und Volk ihnen das letzte Geleit. Das tägliche Sterben junger Menschen trug Schauer in das von Gefahr umtobte Dorf. - Die Soldaten ziehen ab. Andere kommen.

2. Oktober 1944: Es wird ernster. Es trommelt: "Alle Flüchtlinge haben den Ort morgen,

Dienstag, zu verlassen. Freitag, dem 6., in der Frühe um sieben Uhr sind alle Einheimischen am Gemeindehaus versammelt, zwecks Abmarsch! Wer Wagen und Pferde hat, soll einspannen." Die Unruhe wächst. Was nun?

5. Oktober 1944: Die Soldaten kommen nicht mehr ins Quartier. Das ist für uns ein schlimmes Zeichen. 5 bis 6 Familien machen sich bereits am Nachmittag auf den Weg. Sie wollen nach Jugoslawien und fahren Richtung Kikinda. Die Wagen werden bepackt. Gegen Abend trifft mein Vetter ans Sch. mit Familie und noch einer bekannten Familie ein. Sie berichten über die Zustände in Sch., wo der Kampf tobt. "Sch. brennt!" Mit diesen Worten begrüßen sie uns und erzählen, wie der und der tödlich getroffen wurde und umkam und im Garten beerdigt werden mußte, weil eine ordnungsgemäße Bestattung unmöglich war. Den ganzen Tag über sind Schießereien. Angesicht der näher und näher kommenden Gefahr fährt uns ein Schock durch die Knochen.

Unter den Soldaten ist ein eiliges Packen zu beobachten. Dies erhöht unsere Unruhe. ... Ich gehe zur Kommandantur, um Näheres zu erfahren. Das Telefonkabel, das erst nachmittags ausgelegt worden ist, beginnt man aufzurollen. Das Geräusch der Demontage läßt uns ahnen, daß wir bald schutzlos dastehen werden. Meine Frau will sich vergewissern, geht zum Fenster und fragt den demontierenden Soldaten, was er tue, ob sie abhauen. Er murmelt nur ein Ja. Um 12 Uhr weckt mich meine Frau. Wir besprechen die Lage. Ich gehe zur Kommandantur, um Näheres zu erfahren.

Im Dorf ist emsiges Treiben und Hasten. Dort sagt mir der Adjutant. "Wenn Sie nicht in die Hände der Russen fallen wollen, müssen sie noch in dieser Nacht weg. ... Wir halten noch die Stellung, um den Rückzug zu decken, dann ziehen auch wir ab. Ein Weg über Groß-Sankt Nikolaus ist noch frei." Diese Auskunft gibt mir den letzten Stoß. Ich schaue mich noch im Zentrum des Dorfes um. Hier ist schon alles auf den Beinen und marschbereit. Die Losung wird ausgegeben, daß um 3 Uhr morgens Abmarsch ist. Ich gehe heim. Wir entschließen uns, mitzuziehen.

6. Oktober 1944: In dieser Nacht ziehen über 20 Wagen aus der Gemeinde nordwärts. Die Gasse ist lebendig wie am Tag. Zwischen 2 und 3 Uhr verlassen wir in Gottes Namen unsere geliebte Heimat. ... Was im Innern unser aller vorgeht zu beschreiben, geht nicht. ... Das Schreckliche aber ist, daß das Ende der Reise nicht zu übersehen ist. So sind wir heute am 6. Oktober obdach- und heimatlos geworden. Die Landstraße wimmelt von Autos, Traktoren, Lastwagen, Menschen, Tieren, Handwagen. -

... Die Fahrt geht nur langsam voran. Der Weg ist durch den Regen aufgeweicht und von den LKW der Wehrmacht aufgewühlt, so daß die Wagen stellenweise bis zur Achse einsinken. ... Ein Fuhrwerk versinkt fast im tiefen Morast. Wir bleiben stecken. Ein Gespannführer kommt uns zu Hilfe und zieht uns heraus. In T. herrscht eine besondere Stimmung. Hier ist man sich plötzlich der französischen Abstammung bewußt geworden. Sie tun es in der Hoffnung, als Franzosen in der kommenden Zeit eine Vorzugsbehandlung zu erhalten. In T. kommen wir auf die Schotterstraße. Die Fahrt geht jetzt flotter voran.

Vor Groß-Sankt Nikolaus, es ist etwa 8 Uhr früh, treffen wir auf die ersten Spuren von Kämpfen. Groß-Sankt Nikolaus war schon von Russen und Partisanen besetzt, ist aber wieder freigekämpft worden, um den letzten Truppen den Weg frei zu machen. Ein toter Russe am Wegrand läßt uns erschauern. In Groß-Sankt Nikolaus sind die Straßen von Flüchtlingen aus allen Gemeinden der Heide sowie mit LKW und Fahrzeugen der zurückströmenden Truppen verstopft. Hier bekommt unsere Kolonne den Befehl, in Richtung T. weiterzufahren. Wir fahren los, obwohl wir gewarnt werden, daß T. bereits von Russen besetzt ist oder dort zumindest schwere Kämpfe stattfinden. Eine Klosterfrau öffnet das Fenster und ruft uns verzweifelt zu: "Fahrt doch nicht über T., da sind ja die Russen!"

Unser Treckführer leitet die Kolonne jedoch selbstherrlich weiter in die eingeschlagene Rich-

tung. Er hat schließlich einen Befehl. Es müßte ihm aber zumindest auffallen, daß außer uns niemand auf dieser Straße fährt. Wir kommen an einer deutschen Artilleriestellung vorbei, die über unsere Köpfe in Richtung T. feuert. Wir machen den Treckführer nochmals auf die Gefahr aufmerksam. Er beruft sich wieder auf den erhaltenen Befehl und führt die Kolonne weiter. Dann überholt uns ein Kradmelder der Wehrmacht. Ihm gelingt es mit gezogener Pistole, den Treck endlich zur Umkehr zu bringen. So entgehen wir einem wahrscheinlich verhängnisvollen Schicksal.

Bis zurück nach Groß-Sankt Nikolaus komme ich noch mit meinem Wagen. Da aber versagt der 2jährige. ... Ich lade einiges vom Wagen ab, um die Last zu verkleinern und mache mich auf die Suche nach einem Pferd. Für 80.000 Lei kaufe ich dann den braven Fuxi. Fuhrwerk an Fuhrwerk verstopfen die Straße, die aufgeweicht ist. Es geht kaum einige Schritte vorwärts ... In Altbeschenowa ... wird übernachtet. Im Massenquartier werden wir untergebracht. Die Pferde können nicht ausgespannt werden. Der 2jährige Braune war ganz von Kräften. Im Stehen schläft er und sackt plötzlich stöhnend zusammen.

Viele Flüchtlinge aus den Nachbargemeinden fahren durch. Sie haben nicht einmal soviel Zeit gehabt, das Notdürftigste aufzuladen. Oftmals haben sie gar nichts auf ihren Wagen. ... Wir hatten im 1. Weltkrieg Flüchtlinge aus Siebenbürgen. Die Siebenbürger hatten uns erzählt, wie es auf einer solchen Flucht zugeht und daß man hauptsächlich für Futter und Verpflegung sorgen muß. Wir haben an sie gedacht, bevor wir uns auf den Weg begaben.

7. Oktober 1944: Zeitlich in der Frühe geht die Fahrt weiter ... Ein schier unfahrbarer Weg nimmt uns auf. Nichts als Dreck und Morast! Gut, daß wir ... Fuxi gekauft haben. Auf dieser aufgewühlten Lehmstraße kämen wir ohne ihn nicht weiter. "Wenn wir da durchkommen", heißt es immer wieder, "dann überall." Und wir kommen durch.

Daß auch hier die Organisation nicht klappt, wundert uns gar nicht mehr. Wer könnte auch in einen solchen Haufen Ordnung bringen und unter solchen Verhältnissen noch planen! Zuerst heißt es: Richtung Kiszombor! Kaum (hat man sich) einige Kilometer auf einem sumpfigen Wiesenweg durchgeplagt, heißt es wieder: Kehrt, Richtung Óbeb! Wieder geht es zurück bis fast zum Ortsausgang von Keglevich. Hier biegt der Weg in eine Schotterstraße. Alle sind wir froh, festeren Boden unter die Wagen zu bekommen. Aber beim Einbiegen in die Schotterstraße bricht der Backen an der hinteren Achse. ... Ein Weiterfahren ist unmöglich. Lange Überlegungszeit gibt es nicht.

Wieder überholen uns Leute aus Tschanad, wo der Kampf tobt. Sie kommen ohne alles; barfuß, im Hemd, ohne Rock und Bluse sind Männer und Frauen buchstäblich davongelaufen. Aus der Panik und dem Bericht geht hervor, daß die Russen hart auf unseren Fersen sind. In dieser Situation ist auf Hilfe von anderen nicht zu rechnen. Jeder hat mit sich selbst zu tun, um vorwärts zu kommen. Vielleicht geht es bis zum nächsten Dorf, wenn die Last verringert wird. Ein LKW-Fahrer hält an und ist bereit, einen Teil der Ladung zu übernehmen und in den nächsten Ort zu bringen. Großmutter und die Nachbarin mit ihren 2 Kindern fahren mit dem LKW und den Sachen.

Meine Frau und ich bleiben. Wir versuchen die Weiterfahrt, doch vergeblich. Ich laufe ins Dorf nach Keglevich, um einen Wagen aufzutreiben. Kein Rad ist vorfindbar. In einem Ungarn, der zu Hause geblieben war, begegne ich dem Retter in der Not. Er schenkt mir einen Strick und hilft mir die Vorder- und Hinterachse des Wagens zusammenzuhängen. Ein Versuch - es geht. Wir fahren auf der Schotterstraße weiter. Wir fahren die Nacht durch. Vergeblich halten wir unter den am Wegrand Stehenden Umschau. Oma ist nicht zu sehen. Dagegen treffen wir auf einen Landsmann, der auch einen defekten Wagen hat, nur mit dem Unterschied, daß er den entleerten Wagen im Graben liegen läßt.

8. Oktober: Über Kübekháza, Szöreg treffen wir um 6 Uhr früh in Szegedin ein. Vor, bei und um Szöreg haben wir 1, 2, 3 Stunden gestanden? Die finstere Nacht hat uns geschützt. Das

Kampfgetöse ist immer näher gerückt. Kenner klären uns auf: das sind Stalinorgeln! In Szegedin steht ein altes Ehepaar aus B. traurig vor dem Haus ihrer Tochter. Sie wollten sich hierher in Sicherheit bringen, nun ist sie samt Kindern schon fort. –

Wir machen Rast. Der große Platz ist dicht besetzt mit Wagen und Fahrzeugen aller Art. Ich mache mich auf, um die Oma zu suchen, vielleicht könnte sie schon bis hierher gekommen sein. - Fliegeralarm. Der Platz leert sich. Die Großmutter kann ich nirgends finden. Alles rennt kopflos durcheinander. Am Bahnhof kann ich nur soviel erfahren, daß Transporte bereits abgegangen seien. Ist Mutter dabei gewesen? Auch von Landsleuten ist nichts mehr zu sehen. -- Entwarnung.

Wir versorgen die Pferde mit Wasser. Freundliche Menschen reichen uns gekochte Eier ... Schweren Herzens ziehen wir weiter. Wo blieb die Mutter? Wo sind die anderen? - Wir schauen noch einmal zurück. - Da, ein Einschlag! Dort ein Treffer! - Allerhöchste Zeit! - Die Hauptstraße ist von Militär und hauptsächlich von der fliehenden Szegediner Polizei belegt. Wir werden auf eine Seitenstraße dirigiert. Hier treffen wir noch andere Nachzügler ...

Nur mühsam geht es hier vorwärts. Der Feldweg ist sandig, und die Räder schneiden tief ein, zudem ist unser Wagen defekt. Das eine Hinterrad steht schräg. Nach mehrstündiger Plage kommen wir endlich auf eine feste Straße. Hier zieht sich schon ein endloser Treck dahin. Wir treffen hier Bekannte, doch von unseren Leuten ist nichts zu erfahren. Wir fahren die ganze Nacht wieder durch.

9. Oktober: Das war eine Gewaltfahrt. Über 100 km in einem Zug! Nur an Brunnen (wird) etwas gehalten, die Pferde mit Wasser und Hafer gestärkt, wir selbst haben im Wagen gegessen. Nachmittags um 3 Uhr treffen wir einen Teil der Landsleute. (Es herrscht große) ... Freude! Mehr noch als wir freuen sich die Lieben, uns wieder bei sich zu wissen. Niemand will noch weiter. Auf einer Wiese machen wir alle Halt. Kalocsa ist schon sichtbar. Auf unser Drängen fahren wir doch noch weiter.

Spät abends kommen wir an. Auf dem Platz vor einer Kirche schlagen wir unser Nachtlager auf. Die Frauen kochen auf offenem Feuer, die Großmütter beschäftigen sich mit den Kindern, die Männer versorgen die Pferde. Es ist echte Freilagerstimmung und auch eine wohltuende Atempause. Die Erlebnisse während der Trennungszeit werden ausgetauscht. Mutter und die Frau mit den Kindern ist von niemandem gesehen worden. Mehl, Speck, Zucker, Hausleinswand wird eingekauft. Unser Geld wird als Zahlungsmittel nicht angenommen. Der Abend ist lind, und wir sind alle müde.

10. Oktober: Frühzeitig, noch in der Dunkelheit brechen wir auf. Wir müssen heute noch bei Dunaföldvár über die Donau. Die Straße ist bereits überfüllt, es dauert eine gute Weile, bis wir uns in eine Lücke einreihen können. Und dicht bleibt Wagen hinter Wagen, sonst ist man aus der Reihe und wird wieder voneinander getrennt. - Bei Dunaföldvár stehen wir von 9 Uhr früh bis abends 8 kurz vor der Brücke. Ungarn und Soldaten haben das Vorfahrtrecht. Eine endlose Kolonne. Die Pferde haben kein Wasser. Den Hafersack erhalten sie. Vom Wagen kann sich niemand entfernen. Schon wurde die Kunde laut, daß am Abend, nach Abzug der Deutschen, die Brücke gesprengt würde! –

Eine nervöse Panik greift um sich, doch es geht nicht schneller. Endlich bewegt sich die Kolonne im Hahnenschritt. Abends zwischen 8 und 9 Uhr ist es endlich soweit, daß wir die Brücke hinter uns haben. Gott sei Dank! Angesichts der Russengefahr, die uns immer noch auf den Fersen folgt, ist Eile geboten, obwohl hinter uns die Donau liegt und ein rasches Vordringen der Russen unwahrscheinlich scheint. Wir fahren auch die dritte Nacht durch. Doch nur noch Zivilisten in der Kolonne. Einige Soldaten als Begleitpersonen. Die Gemüter beruhigen sich allmählich.

11. Oktober: Gegen 11 Uhr vormittags treffen wir in Cece ein. Es regnet. Wieder treffen wir hier auf einen Landsmann, Kaufmann Th. Die Frau weint und jammert. Landsleute meinen,

ihre Kinder und Enkel wären in die Hände der Russen gefallen. Wir trösten sie, weil wir die Kinder unterwegs einmal gesehen und mit ihnen gesprochen haben, Doch wo sie verblieben sind, wissen auch wir nicht. Hier wollen wir rasten, doch nach dem Mittagessen geht es schon wieder weiter.

Auf großen Umwegen kommen wir in Mezözilas an, ein Wolkenbruch öffnet uns alle Tore. Rechts und links der Straßen biegen die Wagen ein. Wir sind 5 Wagen in diesem Hof, ... die anderen sind aus Perjamosch und Tschanad. Hausherr und Nachbarn sind behilflich. Unsere Pferde werden in einen Nachbarstall geführt, da der Stall in diesem Hof schon überbelegt ist. Der Bauer reibt die Pferde tüchtig mit einem Strohwisch ab und versorgt sie reichlich mit Langfutter. Als wir zurückkommen, sehen wir die Hausfrau emsig beschäftigt. Sie sprechen ungarisch mit uns. Bieten uns Waschelegenheit.

Während die Hausfrau mehrere Nudelflecke zubereitet, interessiert sich der Hausherr lebhaft nach unserem Woher und Wohin. Es ist wohlthuend, gütige Menschen gefunden zu haben, die an unserem Schicksal ... Anteil nehmen. Die Käsenudeln schmecken ausgezeichnet. Den Frauen und Kindern werden Betten zum Schlafen angeboten, was dankbar angenommen wird. Die Männer machen sich im Wagen breit. Zum erstenmal ein weiches Bett und für die Pferde ein warmer Stall. Das Vaterunser konnte keiner bis zu Ende beten. Der Schlaf war tief, tief und erquickend. Vergelt's euch Gott, ihr Guten!

12. Oktober: Weiter geht es in Richtung Veszprém. Der Zug ist noch immer ohne Anfang und ohne Ende. Bis wir da wieder eingereiht sind! - Auf der großen Wiese neben dem Friedhof in Veszprém finden wir die übrigen Wagen unserer Landsleute. Welches Glück und welche Freude! Die kleine Schar, die zusammen ausgezogen war, ist nun wieder beisammen. Doch wo sind die, die wegen Wagenbruch mit Soldatenfahrzeugen weiterbefördert wurden? -

Es überrascht uns ein Tiefflieger. Im nahegelegenen Friedhof suchen wir Schutz. Die Toten haben uns gut beschützt, nicht der geringste Schaden ist entstanden. Noch eine große Freude! Ein Wagen, der nach der ersten Beschießung unseres Dorfes die Heimat verlassen hat, stößt zu uns. Sie wollten die Heimat eigentlich nicht verlassen, wurden jedoch, wie sie erzählen, von einem Ende des Dorfes an das andere zwangsevakuert.

So von ½7 bis 7 Uhr herum dauerte die erste Schießerei. Als nach einer Stunde ... nicht mehr geschossen wurde, begaben sie sich nach Hause um nach dem Vieh zu sehen, Doch wie erschrocken waren sie, als sie in ihrem Hof Maschinengewehre und Kanonen in Stellung vorfanden. Sie eilten zurück, bepackten schnell einen Wagen mit den Hausleuten und ergriffen die Flucht.

Um kein Dorf zu berühren, fuhren sie querfeldein. Auf der Straße durften sie nicht fahren, weil die Soldaten keine Zivilisten mehr unter sich duldeten. ... Wie froh sind auch sie, wieder mit Landsleuten Zusammensein zu können.

Es geht weiter ... in Richtung Ödenburg. Die Nächte vom 12.-13. und 13.-14. Oktober verbringen wir im Freien. Bei Einbruch der Dunkelheit wird an geeigneter Stelle das Nachtlager aufgeschlagen. Schnell sind mit herbeigeholten Ziegelsteinen und alten Eisenstäben Feuerstellen errichtet. Das nötige Brennmaterial ist auch gleich gefunden. Die Frauen schälen Kartoffeln, und während sie mit Kochen beschäftigt sind, treiben die Männer Stroh auf, und der Straßengraben wird im Nu in viele Betten verwandelt. Den Kindern, die auch manchmal tagsüber im Wagen schlafen, macht das Spaß, sie werden fast übermütig. Überhaupt, nachdem das seit 2 Tagen vermißte warme Essen so gut geschmeckt hat. Die Kinder besitzen nämlich fast immer über einen gesegneten Appetit. Die Kleinsten im Wagen leiden aber schon fast alle an Durchfall. Da wird gewaschen. Ernstlich krank ist bis jetzt noch niemand.

Gegen Abend des 14. Oktober kommen wir bis vor Ödenburg. Da erreicht uns die Nachricht, daß die ungarische Regierung gestürzt und Ungarn vom Bündnis abgefallen sei. Es herrschte dicke Luft. Wir sind ganz nahe der österreichischen Grenze. Über einen holperigen Seitenweg

nehmen wir den Weg Richtung Grenze ein. Große Sorge macht uns der defekte Wagen. Das Rad kommt immer mehr aus den Fugen. Aber es geht noch und geht weiter, bis wir in der Nacht 2 Uhr jenseits der Grenze in Deutschkreuz ankommen. Hui, wie der Wind kalt weht! Wir stehen im Städtchen auf offener Straße. Niemand verläßt den Wagen. Niemand schläft, außer den Kindern und vielleicht auch den ganz Alten. –

Werden die es so machen wie Rumänien? - Was wird noch werden? - Die Männer stehen zu zweit, zu dritt und beraten. Bei Tagesanbruch wird das Wagenrad notdürftig zurechtgerichtet. Es ist die Kunde gekommen, daß die Lage in Ungarn bereinigt sei. Alles ist wieder beim alten.

15. Oktober: Wir fahren wieder zurück, Richtung Ödenburg, um auf die Hauptstraße zu kommen. Es ist Sonntag, etwa 3 Uhr nachmittag. Wir sind in der Stadt. Die ganze Stadt scheint auf den Beinen zu sein. Viele reichen heißen Tee, Milch für kleine Kinder und alte Leute, teilen Zigaretten und sonstige Erfrischungen für die Erwachsenen aus. "Woher kommt Ihr?" fragen uns einige. Alles weint. Die Gebenden und die Nehmenden. Wir fühlen die Wahrheit des Spruches: "Geben ist seliger denn nehmen." Zum erstenmal kommt es uns zum Bewußtsein: Wir sind Bettler geworden, Heimatlose. –

Die Tränen kollern weiter über die Wangen. Geredet wird eigentlich kaum noch, um so deutlicher widerspiegelt sich Mitleid und Schmerz in den Augen. Langsam bewegt sich die Kolonne weiter. Einige scheiden aus dem Zug. Sie wollen in dieser Gegend verbleiben. Wir bleiben im Strom, wie die meisten.

Über Wiener-Neustadt fahren wir, so heißt es. Wir fahren ja nur noch bei Nacht. Auf einem Gutshof machen wir Rast. Es heißt auf einige Tage. Große Kessel stehen für uns bereit, uns mit Essen zu versorgen. Frauen halten Kinderwäsche. Näh- und Stopfnadeln werden hervorgeholt. Die Kinder spielen, größere bringen Wasser herbei. Heimische Regsamkeit erfüllt den ganzen Platz. Es ist alles so selbstverständlich. Ist das die Abgespanntheit - oder ein Traumzustand? Es wird Wurst und Brot ausgeteilt. Das ist für die Abendmahlzeit. Für Mittag gibt es Erbsensuppe mit gelben Rüben und Wurst drinnen.

Nachmittag sitzen einige Frauen im Kreise. Ihre Männer sind bei den Soldaten. Es kommt ein deutscher Soldat. Er gesellt sich zu ihnen. Es stellt sich heraus, daß er auch Banater ist, ganz aus dem Süden. Er sagt: "Es war schön, deutscher Soldat zu sein, es ist nicht mehr schön." Wieso er denn noch Soldatenkleider trage, fragt ihn eine Frau, der er scheinbar verdächtig erscheint. "Wohin soll ich?" lautet seine Antwort. "Die Eltern, mein Vater und meine Mutter wurden umgebracht, Heimat habe ich keine mehr." - Es klingt mir noch lange in den Ohren, dieser Ton, wie er das sagte. Er jammert nicht, er zürnt nicht, und doch ist ihm bitter weh dabei.

Der Treck wird organisiert. Marschroute wird vorgeschrieben. Ich werde zum Treckführer bestimmt. Etwa 100 Wagen soll ich bis zum Rehhof bringen. ... Ich mühte mich, die Wagen zusammenzuhalten, doch die Pferde waren abgeschlagen (müde) und das Ziel Rehhof erreichen nur unsere Leute. Spät in der Nacht kommen wir an, ist aber alles überfüllt. Eiskalter Wind weht. Nach einigen Stunden fahren wir weiter. Ich borge mir ein Fahrrad von einem Wagen und fahre zurück, die anderen nachzuholen.<<

Flucht aus Nord-Siebenbürgen nach Österreich von September bis November 1944, sowjetischer Einmarsch im Mai 1945

Erlebnisbericht der Lehrerin Mathilde M. aus Sankt Georgen in Nord-Siebenbürgen, Rumänien (x007/339-341): >>Sächsisch St. Georgen, eine südlich Lechnitz im Raum von Bistritz gelegene Gemeinde, zählte vor der Evakuierung im September 1944 ca. 950 Einwohner, davon waren rund 800 Deutsche. Von den rund 5.000 Katasterjoch Grund (1 Joch = 0,5755 ha) besaßen die deutschen Bauern wohl gut 3 Viertel, und zwar vorwiegend den besten Boden.

Die Zahl der Höfe betrug 245, davon waren 180-190 sächsische Höfe. ... Das kulturelle Leben war gut entwickelt und hob die sächsische Bevölkerung gegenüber den Rumänen und Zigeunern stark hervor.

Als die deutsche Wehrmacht Nord-Siebenbürgen im September 1944 aufgeben mußte, wurde auch Sankt Georgen evakuiert. Der Aufbruch erfolgte am 17. September in einem geschlossenen Treck. Es blieben nur 4 Personen sächsischer Volkszugehörigkeit - alte Leute, die sich nicht zur Flucht entschließen konnten und sich weigerten, die Heimat zu verlassen - in Sankt Georgen zurück.

Unser Fluchtweg führte uns durch Ungarn nach Österreich. Der Treck bestand aus ungefähr 187 Wagen; der überwiegende Teil dieser Wagen wurde von Hornvieh gezogen. ... In Hatvan (Ungarn) mußten alle Hornviehgespanne zurückbleiben. Sie wurden gegen Gutscheine von der deutschen Wehrmacht übernommen. Die Flüchtlinge wurden von hier mit der Eisenbahn nach Österreich gebracht. In verschiedenen Dörfern der Landkreise Hollabrunn und Znaim wurden sie von den Einwohnern freundlich aufgenommen. Alle, die mit Pferdewagen unterwegs waren, etwa 300 Personen, kamen bis Amstetten in Österreich. Von hier aus wurden je 4-5 Familien in eine der umliegenden Ortschaften geschickt. Meine Familie kam nach Ennsdorf an der Enns. Dort trafen wir am 5. November ein. ... Wir verbrachten hier, von Heimweh und Sorgen gepeinigt, den Winter. ...

Mitte April näherten sich die Russen. Wir sollten wieder fliehen, aber womit? Unsere Pferde waren damals von der Wehrmacht übernommen worden. Viele andere hatten ihr Fuhrwerk schon in Ungarn zurücklassen müssen. In Danowitz ... versuchten wir, Pferde zu bekommen. Es gab dort ein Pferdelaazarett. Wir bekamen jedoch nur ausgemergelte, schwache Tiere. Am 16. April brachen wir auf. Unser Treck trieb inmitten fliehender Kolonnen über die Straßen; wir kämpften uns verzweifelt vorwärts, von Angst gehetzt, denn hinter uns kamen die Russen immer näher, und wir wußten, daß wir von diesen nichts Gutes zu erwarten hatten. Unser Ziel sollte Freiberg in Oberösterreich sein, aber wir erreichten es nicht.

Als wir nach Altweitra kamen, im Waldviertel von Niederösterreich, begegneten uns Flüchtlinge, die an der Grenze von oberösterreichischen Behörden zurückgeschickt worden waren. Oberösterreich konnte keine Flüchtlinge mehr aufnehmen. Wir waren ratlos, und nachdem wir auch noch 2 Tage lang im Regen unter freiem Himmel verbracht hatten, wandten wir uns an den Landrat und das dort stationierte Wehrmachtskommando. Daraufhin wurde der Treck aufgelöst, und wir wurden wieder angewiesen, uns mit je 3-5 Familien in den umliegenden Ortschaften zu verteilen und hier die weitere Entwicklung abzuwarten. Die Einwohner waren aber unfreundlich und wollten uns nicht aufnehmen, trotzdem wir sie baten, doch wenigstens auf die Kinder Rücksicht zu nehmen. Wir waren durchnäßt und durchgefroren, denn die ganze Zeit regnete es in Strömen.

Ich selbst hatte eine schwere Blutvergiftung am rechten Bein und konnte mich kaum noch aufrecht halten. Nachdem wir 4 Tage vergeblich auf Aufnahme gewartet hatten, fuhren wir in das nächste Dorf. Endlich durften wir bei einem Bauern in die Scheune, sogar in der Küche durften wir uns aufhalten; ich legte mich mit meinem verletzten Bein unter den Küchentisch. Als der Bauer von meinem Zustand erfuhr, stellte er uns sofort einen kleinen Wagen zur Verfügung. Ich wurde zurück nach Altweitra gefahren, wo ein Militärarzt gleich eine Operation vornahm.

Leider konnten wir nicht länger bei diesen guten Leuten bleiben. Wir hatten uns aber etwas erholt und suchten weiter nach einer Unterkunft. Wir fanden sie auch, aber zur Ruhe kamen wir nicht, denn die Russen waren schon bis Altweitra vorgedrungen. Als unsere Versuche, auf versteckten Waldwegen doch noch nach Oberösterreich zu gelangen, vergeblich waren, ergaben wir uns in unser Schicksal. Noch kümmerten sich die Russen nicht um uns, aber bald kamen kleinere Gruppen russischer Soldaten und Entlassene aus den Gefangenenlagern auch in

die kleinen Ortschaften. Plünderungen und Belästigungen nahmen kein Ende.

Sehr schlimm wurde es, als russische Regimenter durch den Ort zogen. Viele österreichische Bauern verließen ihre Höfe und versteckten sich in den dichten Wäldern. Zu versorgen hatten sie nichts mehr, denn alles Vieh, Schweine und Geflügel war von den Soldaten einfach niedergeschossen worden. Auch viele Menschen, die ihr Hab und Gut oder ihre Angehörigen verteidigen wollten, kamen auf diese Weise um. Es war grauenhaft. In allen Winkeln der Häuser suchten sie nach Nahrungsmitteln, alkoholischen Getränken und Wertsachen. Die Fußböden wurden aufgerissen, das Heu auf den Böden um- und umgewühlt. ...

Einmal stahlen uns die Russen das noch nicht fertig gebackene Brot aus dem Backofen. Einer von ihnen muß wohl etwas menschlicher gewesen sein, denn ein Brot ließ man zurück oder hatten sie es vergessen? Am traurigsten war aber der Anblick der vielen deutschen Gefangenen, die von den Russen hier durchgetrieben wurden. Getrieben und gejagt - mit Peitschen und gezogenen Säbeln gingen halbwüchsige sowjetische Soldaten neben ihnen her. Krank und völlig entkräftet fielen die Gefangenen um, sie wurden sofort erschossen. An der Straße von Gmünd nach Zwettl lagen die Toten wie Perlen an der Schnur. Sie durften nicht weggetragen und beerdigt werden. ...<<

Die Flucht vor der Roten Armee aus Ungarn

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete über die sowjetischen Vorstöße nach Ungarn; Evakuierungsmaßnahmen und die Flucht der Ungarn-Deutschen (x008/34E-40E): >>... **Evakuierung und Flucht vor der Roten Armee**

... Der Volksbund hatte seine Anziehungskraft als Wahrer der deutschen Interessen weitgehend verloren; viele, denen ein Weg offen stand, sahen sich nach Rückendeckung unter den Madjaren um, da die kommende Katastrophe sich bereits abzeichnete. Schon die plötzliche Besetzung Ungarns durch deutsche Truppen am 19. März 1944 ließ die Einsichtigen ahnen, daß die deutsch-ungarische Waffenbrüderschaft in eine ernsthafte Krise geraten war. Äußerlich gesehen allerdings verschaffte gerade dieses Ereignis dem Volksbund unter dem Schutz der deutschen Armee eine Handlungsfreiheit, wie er sie noch nie zuvor besessen hatte.

Doch bald überstürzten sich die Ereignisse, die den Ungarndeutschen den ganzen Ernst ihrer Lage vor Augen führten. Der Umsturz in Rumänien am 23. August 1944 machte den sowjetischen Truppen den Weg bis an die ungarische Grenze frei. Im September zogen die ersten volksdeutschen Flüchtlingstrecks aus Rumänien, später auch aus Jugoslawien durch die Schwäbische Türkei.

Der Einbruch der Roten Armee in ungarisches Hoheitsgebiet im September veranlaßte den Reichsverweser Admiral von Horthy, mit der Sowjet-Union Verbindung aufzunehmen. Am 15. Oktober erklärte er offiziell, daß er die UdSSR um einen Waffenstillstand gebeten habe. Der dadurch ausgelöste Aufstand ungarischer Truppen, besonders in Budapest, gegen die deutsche Besatzungsmacht, wurde sofort niedergeschlagen. Horthy trat zurück und wurde nach Deutschland geschafft; die Regierung übernahm der Führer der Pfeilkreuzlerbewegung Szálasi.

In dem bereits von der Sowjetarmee besetzten Teil des Landes bildete der ungarische Generaloberst Béla Miklós-Dálnoki am 23. Dezember eine Gegenregierung. Die Schattenregierung Szálasi legte der deutschen Volksgruppenpolitik wegen ihrer völligen Abhängigkeit vom Dritten Reich kaum Hindernisse in den Weg. Diese konnte ihre jetzt weniger gestörte Arbeit nur noch auf eine große Aktion konzentrieren: auf die Evakuierung des ungarländischen Deutschtums.

Die Volksgruppenführung hatte sich schon im Frühjahr 1944 mit der Möglichkeit der Evakuierung befaßt, an die Aufstellung von genauen Räumungsplänen ging man jedoch erst Ende August nach dem Bekanntwerden des Umschwungs in Rumänien. In Zusammenarbeit mit der Volksdeutschen Mittelstelle (VOMI) in Berlin, nach deren Anweisungen man sich zu richten hatte, wurden genaue Treckwege festgelegt, Verpflegungsstellen eingerichtet und Durchgangsquartiere vorbereitet. In jedem Ort hatte ein Evakuierungsbeauftragter für die Betreuung der durchziehenden Trecks und für die rechtzeitige Benachrichtigung der eigenen Ortseinwohner Sorge zu tragen. Die Hauptmasse der deutschen Landbevölkerung sollte in Trecks zusammengefaßt werden. Daneben war vorgesehen, mit Schiffen donauaufwärts oder mit der Eisenbahn nach dem Westen zu gelangen.

Aus den von Deutschen bewohnten Gebieten östlich der Donau - den Komitaten Békés und Csánad-Arad-Torontál - setzten sich bereits im September 1944 die ersten Flüchtlingstrecks in Richtung Donaubrücken in Marsch. Die Rote Armee beendete inzwischen ihren Aufmarsch längs der rumänisch-ungarischen Grenze und stand Ende September bereit zum Einbruch in die ungarische Tiefebene.

Am 5. Oktober trat sie zum Angriff auf die Theißebene an. Die durch den Putschversuch am 15. Oktober in Verwirrung gebrachten deutsch-ungarischen Truppen leisteten nur geringen Widerstand, daher näherte sich die Rote Armee in Südungarn verhältnismäßig schnell in breiter Front der Donau. Infolgedessen wurde für die Orte entlang des östlichen Donauufers in der zweiten Oktoberwoche die Evakuierungsaufforderung gegeben. In der jetzt schwer bedrohten

Schwäbischen Türkei lief die planmäßige Evakuierung in der zweiten Oktoberhälfte an und dauerte bis zum Einbruch der Russen in dieses Gebiet Anfang Dezember.

In Budapest ordnete die Volksgruppenführung Ende Oktober, als russische Panzerspitzen für kurze Zeit bis in die südöstlichen Vorstädte der Hauptstadt vorgestoßen waren, an, daß die Stadt von reichs- und volksdeutschen Kindern geräumt werden sollte. Anfang November - die sowjetische Armee war bereits gefährlich nahe gekommen - wurde die männliche deutsche Bevölkerung, soweit sie nicht unabhkömmlich war, aufgefordert, die Stadt in Richtung Westen zu verlassen. Ebenso wurden Dienststellen und Schulen verlagert.

Da Budapest seit dem 19. Dezember von Süden her durch die russischen Truppen eingeschlossen und damit der Weg nach Westen abgeschnitten war, verließen die letzten Flüchtlinge die Stadt nach Norden in Richtung Tschechoslowakei und Schlesien. Am 24. Dezember wurde auch dieser Weg durch einen nördlichen Umgehungsvorstoß auf Gran versperrt - Budapest war eine eingeschlossene Stadt.

Inzwischen hatte die Rote Armee bereits Ende November die Donau in Südungarn überschritten und konnte trotz eines deutschen Gegenstoßes erst in der Linie Nagykanizsa - Plattensee - Budapest aufgefangen werden. Gleichzeitig mit der Einschließung Budapests gelang es ihr, die deutschen Truppen bis in den Bakony-Wald und im Norden bis an den Gran zurückzudrücken. Zwei Versuche, Budapest zu entsetzen - am 1. und am 18. Januar 1945 - blieben nach Anfangserfolgen stecken. Die Stadt wurde nicht befreit und mußte ihrem Schicksal überlassen werden. Mitte Februar fielen die letzten deutschen Stützpunkte innerhalb des Stadtgebietes in russische Hand.

Mit der Stabilisierung der Bakonywald-Gran-Front Ende Dezember 1944 endete die Phase der planmäßigen Evakuierung, denn der noch in deutscher Hand befindliche westliche Teil Ungarns sollte unbedingt gehalten werden. Die strikten Anordnungen Hitlers, der sogar eine Entsetzung des eingeschlossenen Budapests forderte, waren der Bevölkerung bekannt geworden, und sie sah daher keinen Grund, die Heimatorte zu verlassen.

Da aber ein breiter Streifen des Hinterlandes aus taktischen Gründen von der Zivilbevölkerung geräumt werden mußte, außerdem bei den Vorstößen auf Budapest einzelne Dörfer des von der Roten Armee schon eroberten Gebiets besetzt werden konnten, und die deutsche Zivilbevölkerung beim Rückzug von den Soldaten mitgenommen wurde, ist gerade die Evakuierung der Streusiedlung nördlich des Bakonywaldes am vollkommensten durchgeführt worden. Das von Deutschen besiedelte Gebiet längs der westungarischen Grenze wurde erst in der letzten Phase des Krieges, im März und April 1945 von der Roten Armee beim Vorstoß in den österreichischen Raum in Besitz genommen. Hier beschränkte sich die Evakuierung fast ausschließlich auf die ungarischen und deutschen Dienststellen - Ödenburg war der letzte Sitz der Szálasi-Regierung in Ungarn - und auf Angehörige des Volksbundes.

Es kann rückschauend festgestellt werden, daß die technischen Vorbereitungen zu einer ordnungsmäßigen Evakuierung im Rahmen des Möglichen ausreichten. Sie wurden allerdings kaum ausgenutzt, denn nur ein geringer Teil der volksdeutschen Bevölkerung machte von ihnen Gebrauch. In einigen Orten mag dies daran gelegen haben, daß nur die Volksbundmitglieder als die eigentlich Gefährdeten oder, was die ganze Atmosphäre der damaligen Situation kennzeichnet, als die eigentlichen Deutschen angesehen und daher nur sie über den Termin der Evakuierung oder der Räumung benachrichtigt wurden.

Besonders in den westungarischen Grenzgebieten suchten die Leiter der Volksbundgruppen nur die Mitglieder auf, um sie zur Flucht zu überreden. In den übrigen Landschaften jedoch bemühte man sich von deutscher Seite, alle Volksdeutschen anzusprechen. Beauftragte der Volksgruppenführung reisten von Gemeinde zu Gemeinde, um in öffentlichen Versammlungen auf die Nöte und Drangsale hinzuweisen, denen die deutsche Bevölkerung in den bereits von der Roten Armee besetzten Gebieten ausgesetzt sei. Auch deutsche Feldgendarmarie und

Wehrmachtskommandanturen haben ihr möglichstes getan, um durch Überredung und moralischen Druck eine Fluchtbereitschaft zu erzeugen und zu bestärken.

Der Erfolg aller dieser Bemühungen war mäßig. Der weitaus größte Teil der ungarländischen Deutschen lehnte es ab, die Heimat zu verlassen und hoffte - sich keiner Schuld bewußt - die kommenden Zeiten in der altvertrauten Umgebung besser überstehen zu können als in der ungewissen Fremde. Selbst Volksbundangehörige leisteten dem Ruf nicht Folge, wenn kein besonderer Anlaß vorlag - etwa eine persönliche Feindschaft mit einem Madjaren oder einem madjarenfreundlichen Deutschen.

Viele suchten in dem Hin und Her des Überlegens einer eigenen Entscheidung zu entgehen; wenn sich einer der Wortführer im Dorf entschlossen hatte zu trecken, packten auch die anderen ihren Wagen. Es gab daher Gemeinden, in denen sich niemand oder nur sehr wenige Familien zur Abreise entschließen konnten, während in anderen Orten die gesamte deutsche Bevölkerung flüchtete. So mancher wiederum wendete sein Gespann beim Verlassen des Dorfes und fuhr auf seinen Hof zurück, andere entschlossen sich selbst nach ein oder zwei Tagesfahrten noch zur Rückkehr.

Das zähe Festhalten am eigenen Haus und Hof und der vertrauten Umgebung hatte, abgesehen davon, daß sich eine bäuerliche Bevölkerung immer besonders schwer vom alten Wohnsitz löst, in erster Linie persönliche Gründe. Vor allem die älteren Leute wollten unter keiner Bedingung ihre Höfe verlassen, aber auch die Frauen, deren Männer und Söhne Soldat waren, vertrauten, mit ihren Kindern alleingelassen, mehr der vermeintlichen Sicherheit des Hofes als der Ungewißheit des Trecklebens.

Als sehr zugkräftig erwies sich außerdem die in diesem Augenblick angerufene Meinung der alten Autoritäten, deren Einfluß solange durch die Propaganda von Volksbund und Volksgruppenführung zurückgedrängt worden war. Die Vertreter der katholischen Kirche rieten nachdrücklich von einer Flucht ab. Ebenso hielten die madjarischen kommunalen Verwaltungsbeamten, die eine geachtete Stellung in der Gemeinde einnahmen - der Notar oder der Stuhlrichter - den Ratsuchenden nachdrücklich vor, daß die Verhältnisse in Österreich oder Deutschland sich wahrscheinlich erheblich schlechter, sicherlich aber nicht besser als in Ungarn gestalten würden.

Als weiteres verzögerndes Moment erwies sich die trotz der angeordneten Evakuierungsmaßnahmen immer noch auf Sieg ausgerichtete Propaganda, die andauernd versicherte, daß die Rote Armee nicht nur aufgehalten, sondern in nächster Zeit zurückgeschlagen werden würde. Tatsächlich vollzog sich der russische Vormarsch in Ungarn in sehr weit auseinanderliegenden Etappen, und Gegenangriffe deutscher Truppen ließen die Bevölkerung immer wieder eine Wendung des Kriegsgeschehens erhoffen. Ein erneuter Durchbruch und Vormarsch der Sowjetarmee löste dann einen überstürzten Aufbruch aus, wobei man immer noch glaubte, in zwei bis drei Wochen wieder zurückkehren zu können.

Wer sich von vornherein zum Verlassen der Heimat entschlossen hatte, nutzte die Zeit der Vorbereitung und gelangte in den meisten Fällen mit einem der zusammengestellten Trecks oder mit der Bahn wohl unter Strapazen, aber ohne besondere Gefahr in die Auffanggebiete. Die Trecks aus den Gebieten ostwärts der Donau zogen einen vorgeschriebenen Weg mit feststehenden Übernachtungspunkten und endeten in Auffangquartieren in der Schwäbischen Türkei, der Umgebung von Budapest oder im Bakonywald.

Als dann mit dem Herannahen der Roten Armee auch die Aufnahmegebiete den Evakuierungsbefehl erhielten, setzten sich die schon marschbereiten Trecks der bereits Geflüchteten in der Regel als erste in Bewegung, während die Gastgemeinden eigene Trecks zusammenstellten.

Als nächstes Fluchtziel war Westungarn, für die Dienststellen insbesondere Ödenburg und Güns, dann Österreich festgesetzt. Da die Flüchtenden, unter denen sich auch madjarische

Pfeilkreuzler und Anhänger der Horthyregierung befanden, bald hier nicht mehr untergebracht werden konnten, leitete man die Trecks weiter, entweder nach Bayern und Württemberg oder in nördliche Richtung nach Böhmen und Mähren, nach Sachsen und sogar bis nach Schlesien. Da die Hauptstraßen für Militärtransporte freigehalten werden mußten, das Fortkommen auf den Nebenwegen aber wegen des regnerischen Winterwetters sich immer schwieriger gestaltete, ließen einzelne Trecks ihre Fahrzeuge schon in Mittelungarn zurück und benutzten die Eisenbahn zur Weiterfahrt.

Mit der Eisenbahn sollten die Volksdeutschen nach dem Westen geschafft werden, wenn kein Fahrzeug für den Treck zur Verfügung stand. Diese Aktion lief allerdings in den wenigsten Fällen so reibungslos ab wie sie geplant war. Es stand wohl so viel Verladerraum zur Verfügung, wenigstens bei Beginn der Evakuierung, daß hin und wieder die Züge halb leer abfuhrten, es ließen sich aber lange, zeitraubende Aufenthalte häufig nicht vermeiden.

Der Grund für diese Stockungen lag nicht so sehr an dem Mangel an Lokomotiven, als vielmehr an dem passiven Widerstand der madjarischen Eisenbahnbeamten, von denen die Züge tage- und bisweilen wochenlang auf einzelnen Bahnhöfen zurückgehalten wurden. Ganz allgemein kann festgestellt werden, daß von ungarischer Seite alles versucht wurde, den Anordnungen der Volksgruppenführung und der deutschen Dienststellen entgegenzuarbeiten und die Evakuierungswilligen im Lande zu halten.

Neben dem planmäßigen Abtransport vor Beginn der Kampfhandlungen oder dem Absetzen der deutschen Truppen, begleitete besonders in der Schwäbischen Türkei eine zweite Welle von Flüchtenden die Trosse und Kampfeinheiten der zurückgehenden Truppen. Viele, die den Mühen eines langen Trecks entgehen wollten und daher bei den offiziellen Räumungen zu Hause geblieben waren, fürchteten dann unmittelbar vor dem Einmarsch der Russen für das nackte Leben und flüchteten im letzten Augenblick zu Fuß oder auf den Fahrzeugen der Wehrmacht. Ähnlich war das Bild im März und April 1945, als Westungarn aufgegeben werden mußte.

Zu den Evakuierten gehörten neben der kleinen Gruppe der exponierten Nationalsozialisten alle diejenigen, für die neben der einfachen Angst vor der russischen Invasion das Gefühl ausschlaggebend war, daß ihnen als bewußten Deutschen, deren Angehörige freiwillig oder zwangsläufig in der Waffen-SS dienten, dasselbe Schicksal bevorstand, wie den Deutschen in Jugoslawien, das ihnen als warnendes Beispiel von der Volksgruppenpropaganda vor Augen gehalten wurde.

Allerdings bestand im allgemeinen keine Spannung zwischen Deutschen und Madjaren; in vielen Fällen haben die Madjaren sogar versucht, die Abfahrenden zum Dableiben zu bewegen. Viel deutlicher trat der Gegensatz innerhalb des ungarländischen Deutschtums selber zutage. Schon bei der Unterbringung der durchziehenden Flüchtlingstrecks kam es zu erregten Auseinandersetzungen zwischen Angehörigen und Gegnern des Volksbundes.

In der Zeit der Treckvorbereitung und des Aufbruchs, in der sich nun jeder zu entscheiden hatte, zu welcher Seite er gehören wollte, steigerte sich die Abneigung zu Haß. "Hitleristen" und "Madjaronen" warfen einander Verrat und Schuld an der Katastrophe vor, die ja sowohl den Flüchtenden in dem "hungernden" Deutschland als auch den Bleibenden in dem von Russen besetzten Ungarn drohte.

Trotz der Bemühungen des Volksbundes, möglichst viele Volksdeutsche zur Evakuierung zu bewegen, blieb die Zahl der Flüchtenden verhältnismäßig gering. Sie betrug ungefähr 10-15% der deutschen Gesamtbevölkerung Ungarns, also 50.000 bis 60.000 Personen. Der Anteil hält in den verschiedenen Siedlungsgebieten ungefähr die gleiche Höhe, allerdings mit erheblichen örtlichen Unterschieden.<<

Verhältnisse im Komitat Komarom 1944/45

Erlebnisbericht des Landwirts Anton F. aus Szomor im Komitat Komarom in Ungarn (x008/20-22): >>Meine Heimatgemeinde zählte 900 Einwohner, davon waren etwa 30 Personen Madjaren, der Rest waren Deutsche katholischen Glaubens. Der Bürgermeister und die Gemeinderatsmitglieder waren Deutsche. Auch der Pfarrer F. war Deutscher und nicht ausgesprochen madjarisch gesinnt. Unsere Anliegen konnten wir im Gemeindeamt in der Muttersprache vorbringen. Seit etwa 1900 wurde in madjarischer Sprache unterrichtet.

Bis zum Zeitpunkt der rumänischen Kapitulation (August 1944) war die wehrfähige männliche Bevölkerung unserer Gemeinde zu den Verbänden der Waffen-SS gezogen. In unserer Gemeinde waren zu dieser Zeit Rekonvaleszenten der ungarischen Armee auf Erholung. Da es sich bei ihnen um ehemalige Frontkämpfer handelte, so haben sich die Gastgeber eingehend nach der Lage an der Front erkundigt. Auch in meinem Hause waren einige einquartiert. Sie haben sich sehr skeptisch über die deutschen Erfolgsaussichten ausgesprochen und eine baldige Niederlage Deutschlands prophezeit. Unsere Angehörigen an der Front sprachen sich in ihren Briefen zum größten Teil dafür aus, daß wir zu Hause bleiben sollten, wenn der Russe käme.

Im September, Oktober, November und auch noch Anfang Dezember 1944 zogen durch unsere Gemeinde zahlreiche Flüchtlingstrecks nach Österreich. Die Flüchtlinge haben uns durchweg empfohlen, wenn es "soweit ist", auch die Flucht zu ergreifen. Wir dachten nicht an Flucht, haben aber durchweg bis zu 5 Familien in unserem Haus untergebracht. Darunter befand sich auch die Schwiegertochter des ungarndeutschen Volkstumskämpfers Dr. Jakob Bleyer. Manche Landsleute verhielten sich nicht sehr schön gegenüber den Flüchtlingen: "Warum seid ihr nicht zu Hause geblieben?", hielt man den Hilfesuchenden entgegen. Bürgermeister D. tat alles Mögliche, um den Flüchtlingen zu helfen.

Der Bürgermeister gab insgesamt dreimal durch Trommelschlag bekannt, daß die Möglichkeit bestehe, nach Deutschland auszuwandern. ... Man folgte aber diesem Aufruf nicht. Es ist mir nicht bekannt, daß jemand der Landsleute die Ortschaft zu dieser Zeit aus Evakuierungsgründen verlassen hat. Ich persönlich vertrat den Standpunkt, daß mir wegen meines Alters nichts passieren werde.

Pfarrer F. hatte Mitte Dezember die Gläubigen darauf aufmerksam gemacht, daß er in Zukunft wegen der drohenden Gefahr nicht mehr in der Lage sein werde, die heiligen Sakramente zu verteilen. Dies sei aber kein Grund, die richtigen Wege des Glaubens zu verlassen. Gerade jetzt möge man auf Gottes Hilfe vertrauen. ... Der Pfarrer hat die heiligen Sakramente und das wertvolle kirchliche Inventar sicherheitshalber vor den Russen versteckt.

Erst nach dieser Rede und nachdem im Gotteshaus kein Gottesdienst mehr abgehalten wurde, ist uns die kommende Gefahr voll zu Bewußtsein gekommen. Trotzdem habe ich mich nicht zur Flucht entschließen können. Die uns gutgesinnten Madjaren ... haben uns geraten: "Wenn ihr schon zu Hause bleibt, so müßt ihr es halt wie wir machen. Dem Feinde können wir keinen Widerstand mehr leisten, so ist eben das zu tun, was er verlangt. Der geringste Widerstand könnte zum Verhängnis werden." ... Kurz vor dem Einmarsch der Russen verließen der Ortsgruppenleiter T. sowie einige leitende Angehörige der Ortsgruppenführung die Ortschaft.

Die Russen sind ... am 25. Dezember 1944 ... in die Ortschaft einmarschiert und setzten ihren Vormarsch in Richtung Komorn fort. Ihr Nachschub hat sich in den Häusern einquartiert. ... Die Russen betrogen sich verschieden. In unserer Gemeinde waren bis auf ... kleinere Diebstahle nicht über viel zu klagen ... Auffallend war, daß viele Russen gut deutsch sprachen. Sie gaben sich als Ukrainer aus. Der Bürgermeister D. amtierte zunächst noch weiter mit Hilfe seines Dolmetschers M. Er half den Leuten, so weit es ging.

Das Leben spielte sich zum größten Teil in den Kellern ab. Pfarrer F. hielt sich im Keller des Landwirts D. auf und tröstete die Leute.

Ab 2. Januar 1945 bemerkte ich, daß mit dem russischen Vormarsch etwas nicht stimmte. Truppen kamen zurück und bezogen in der Gegend um die Mayerhöfe "Puszta Somodor" und "Puszta Daranyi" Stellung. Die Deutschen standen jetzt bereits in Tatabánya.

Schon am 2. Januar nahmen die Kämpfe an Heftigkeit zu.

Am 5. Januar 1945 kam es zu einem erbitterten Gefecht. Am Nachmittag dieses Tages gelang es den deutschen Einheiten, die Gemeinde wieder in Besitz zu nehmen. Es kam auch zu Straßenkämpfen, die den Russen manchen Toten kosteten. Die Deutschen besetzten bei diesem Vorstoß auch die Gemeinde Schambeck. Auf den genauen Frontverlauf kann ich mich nicht mehr besinnen.

Die entscheidende Höhe Kuckuckberg war noch in russischer Hand. Erst nach einigen Tagen zogen sich die Russen von hier in Richtung Daranyi Puszta zurück.

Die deutschen Soldaten der Wehrmacht, die in Sumur lagen, waren sehr optimistisch. Sie sagten, daß sie jetzt nicht mehr rückwärts, sondern nur noch vorwärts gingen. Andererseits gaben sie uns zu verstehen, es sei nicht ausgeschlossen, daß sich hier weitere Kämpfe abspielen würden. Obwohl die Ortschaft nun wieder deutsch war, konnte sich wegen der Nähe der Front die Gemeindeverwaltung nicht mehr halten. Bürgermeister D. zog sich davon zurück. Wir faßten (trotzdem) die Evakuierung ins Auge. Mit Hilfe zweier deutscher Soldaten haben wir unsere Wertgegenstände auf unserem Hofe vergraben. Wir brauchten fast die ganze Nacht dazu, die erhellt war von dem Licht der Front. Die zum Mitnehmen notwendigen Sachen packten wir ein.

Der Abtransport dauerte zwei Tage, vom 19. bis 20. Januar 1945. Öfters standen wir dabei unter Beschuß. Bürgermeister D. und einige andere wollten durchaus zu Hause bleiben. Unter Anwendung von Zwang verließen diese dann doch die Gemeinde. Wir wurden bis Tata gebracht und am Bahnhof abgeladen, wo ein Flüchtlings Sammelpunkt errichtet wurde. Hier trafen die Evakuierten auch aus anderen Ortschaften wie Agostyán, Tarján usw. des Landkreises ein.

Wie wir hier feststellen konnten, war die Evakuierung unserer Ortschaft nicht restlos gelungen. Nur der Zwangsandrohung war es zu verdanken, daß die Evakuierung überhaupt in diesem Ausmaß durchzuführen war.

Am 20. Januar abends wurden wir in Güterwaggons verladen und fuhren über Strass-Somerein nach Korneuburg (Niederösterreich). Wir waren etwa 600 Personen und wurden in größeren Bauten untergebracht. Nach 10 Wochen wurde ein Teil unseres Transportes auf einem Schiff über Stein bis Passau gebracht, wo wir dann auseinandergingen. Der zweite Teil unseres in Korneuburg angekommenen Transportes kam in das Lager Stockerau und erlebte hier das Kriegsende.

Rosina K., Icka R. und andere kehrten nach Kriegsende mit Johann F. wieder nach Ungarn zurück. Sie wurden aber 1947 wieder ausgewiesen. Man erzählt, daß zur Zeit nur noch etwa 30 bis 50 Deutsche gegenüber 850 Deutschen vor dem Kriege in Sumur ihr Leben fristen.<<